

---

# Familienkultur

Warnfried Dettling

Der Politikwechsel in der Familienpolitik, wie er im Regierungshandeln (Elterngeld, Vätermonate) und in der politischen Debatte (Familiensplitting) zum Ausdruck kommt, antwortet auf einen kulturellen Wandel in der Gesellschaft, und er trägt selbst zu einem Wandel der Mentalitäten und Einstellungen bei. Damit gewinnt die Familienpolitik ausdrücklich eine kulturelle Dimension. Bisher war es nicht üblich, die kulturellen Folgen, Blockaden und Voraussetzungen politischer Entscheidungen zu thematisieren. Es erschien nicht als legitim und vereinbar mit einer freiheitlichen Politik, über einen kulturellen Wandel das Verhalten der Menschen zu beeinflussen.

## *Wirtschaftswunder, Kulturwunder*

Das ist eigentlich erstaunlich. Schon ein flüchtiger Blick auf die Anfänge der Bundesrepublik Deutschland macht den engen Zusammenhang zwischen kulturellem Wandel und gesellschaftlicher Entwicklung deutlich: Ohne ihn wäre es in der jungen Bundesrepublik nicht möglich gewesen, die Entwicklung in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft voranzutreiben. In den zwanzig Jahren zwischen 1949 und 1969 hat sich Deutschland, regiert von einem konservativen Kanzler, mehr verändert als jemals in einer vergleichbaren Zeitspanne vorher, Pest, Kriege und Tyrannen ausgenommen. Dieser grundlegende Wandel hat sich nicht nur in äußeren Dingen gezeigt, sondern gerade auch in

den politischen Einstellungen und Mentalitäten (politische Kultur, „civic culture“). Die Deutschen sind im Laufe der Zeit zu einem zivilisierten, demokratischen und toleranten Volk geworden. So haben sie eine anfängliche Skepsis nach 1945 widerlegt, mit ihnen sei, nach allem, was war, eine freiheitliche Demokratie nicht zu machen.

Dieser kulturelle Wandel, dem Wirtschaftswunder als Erfolg mindestens ebenbürtig, hat dazu geführt, dass es heute in Kirchen und Kasernen, Betrieben und Gemeinden, Schulen und Parteien, Familien und Vereinen anders zugeht als vor fünfzig Jahren. Es war ein kultureller Wandel, der nicht von selbst kam, auch nicht nur als Folge „äußerer“ (wirtschaftlicher oder technischer) Entwicklungen, sondern politisch gewollt war, durch politische Entscheidungen und institutionelle Rahmensetzungen vorangetrieben und durch eine „Politik der Mentalitäten“ (Reeducation, politische Bildung, Staatsbürgerkunde) befördert. Es ist die Frage, ob Deutschland heute wieder sich in einer Situation befindet, in der bestimmte Entwicklungen nicht ohne einen kulturellen Wandel denkbar sind. Dazu gehören Fragen der Migration, der Gestaltung der Arbeitsgesellschaft, des Sozialstaates und des Bildungswesens – und eben alles, was mit der Familie zusammenhängt: ihre Innenwelt wie ihre Außenwelt. Das Konzept „Familienkultur“ soll auf beide Seiten der Medaille hinweisen: Eine bestimmte Kultur in den Familien macht es wahrscheinlicher, dass junge Menschen sich für sie entscheiden. Und ohne eine neue Familienkultur in der Gesellschaft, in Wirtschaft und Unternehmen werden die Bedingungen der Wahrscheinlichkeit von Familie schlechter mit der Folge, dass junge Menschen ihr lieber aus dem Wege gehen.

Man wird den Paradigmenwechsel in der Familienpolitik nicht richtig *verstehen*, wenn man ihn nicht vor diesem Hintergrund betrachtet.<sup>1</sup> Und man wird die Chancen für junge Menschen im Hinblick auf Kinder und Familien

nicht *verbessern*, ohne deren kulturelle Voraussetzungen und Blockaden behutsam, aber konsequent auf die Tagesordnung der Politik zu setzen. Hier wie in vielen Bereichen der Politik dürfte gelten: Es wird keine gute Entwicklung geben, wenn sich nicht kulturelle Muster und auch das Verhalten der Menschen ändern.

### *Eine Lanze für die bürgerliche Familie*

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Politik wenig um die Entfaltung einer „stimmigen“ Familien- und Sozialkultur gekümmert. Das hatte einen plausiblen Grund: Es war einfach nicht nötig. Es gab sie, die Familienkultur der Industriegesellschaft. Sie war wie selbstverständlich da, wie die Luft, die man einatmet, ohne es zu merken. Die bürgerliche Familie war, wie gängige Metaphern es auf den Begriff brachten, das „Fundament“ oder die „Keimzelle“ von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, fest verankert in gesellschaftlichen Konventionen und menschlichen Gewohnheiten, der „Schoß“, aus dem alles menschliche und soziale Leben wächst. Es gab klare Muster, wie Mann und Frau zu leben und zu arbeiten hatten. Familie und Beruf, Arbeit und Leben waren zwei getrennte Sphären, die Frau nach innen auf Familie und Kinder, der Mann nach außen auf Beruf und Politik hin orientiert. Die Welten waren getrennt (und blieben sich in aller Regel fremd), die Rollen unterschiedlich, aber komplementär, die soziale Ordnung drinnen und draußen war übersichtlich, alles an seinem Platze, jeder wusste, was er an dem anderen hatte – und was er von ihm zu erwarten hatte.

So war die bürgerliche Familie Ausdruck der „normalen“ Art zu leben und zu arbeiten, und dies in doppelter, in empirischer wie in normativer Hinsicht: (Fast) alle taten es, und alle hatten sich den gesellschaftlichen Normen zu

unterwerfen, wollten sie nicht als Außenseiter (Hagestolze, alte Jungfern) durchs Leben und durch die Gesellschaft gehen. Und so waren denn, in der hohen Zeit der Industriegesellschaft und der zu ihr passenden Familie, in den 1950er und 1960er Jahren, rund 95 % einer Alterskohorte verheiratet, und von diesen hatten wiederum rund 95 % Kinder. Es war dies die Zeit, die noch heute von vielen als die gute alte Zeit verklärt wird und die als eine Art nach rückwärts gewandte Utopie nach wie vor als normativer Maßstab gilt, an dem die Gegenwart gemessen wird – und natürlich schlecht abschneiden muss.

Und in der Tat: Man kann die bürgerliche Familie rückblickend durchaus als große soziale und kulturelle Leistung loben und preisen. Sie hat Männer und Frauen, Mütter und Väter freigesetzt: die einen für Kinder und Familie, die sie dann ganz und ein Leben lang in Beschlag genommen haben, die anderen für Arbeit und Beruf, die in vergleichbarer Weise keine fremden Götter neben sich duldeten und keine Zeit ließen für die Familie. Auf diese Weise hat das Konzept der bürgerlichen Familie der Industriegesellschaft, vor allem in ihren glorreichen Jahrzehnten, im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts, den Familien Zeit und Geld und öffentliche Anerkennung gebracht.

Wenn ihre Zeit nun langsam ausläuft, dann geschieht das nicht deshalb, weil andere Familienformen von vornherein „besser“ oder weil die Menschen „schlechter“ (egoistischer, hedonistischer, nur noch auf ihre „Selbstverwirklichung“ bedacht oder wie die Kulturkritik des konservativen Zeitgeistes auch immer lauten mag) geworden wären, sondern weil die kulturellen und die ökonomischen Verhältnisse anders geworden sind. Immer weniger Männer werden verlässlich und ein Leben lang einen Familienlohn nach Hause bringen: Das hat etwas mit dem Wandel der Arbeitswelt zu tun. Und die Aspirationen von immer mehr Frauen gehen, ohne dass sie diese Option ablehnen, über Kinder und Fami-

lie hinaus: Das hat etwas mit der Bildungsexpansion der Frauen zu tun. Beide Entwicklungen haben dazu geführt, dass immer weniger Frauen einen Mann brauchen, um dem (heute meist nicht mehr muffigen) Elternhaus zu entfliehen und ein eigenes Leben zu führen. Wer unter diesen gewandelten ökonomischen und kulturellen Umständen die traditionellen Familienformen einfach fortschreiben und sie durch staatliche Politik weiter befestigen wollte, der entzöge den Familien geradezu die Grundlagen, auf denen allein sie künftig leben können; der triebe die Familien, ohne es zu wollen, immer weiter ins soziale Abseits.

Was gegenwärtig geschieht und worauf die Politik lange eher verlegen reagierte, ist eigentlich nichts Neues, das hat es immer gegeben. Die Familienformen ändern sich, und sie haben dies im Laufe der Geschichte immer wieder getan. Es haben sich immer wieder jene Lebens- und Familienformen durchgesetzt, die den externen Anforderungen in Wirtschaft und Gesellschaft am ehesten entsprochen haben: in der Agrargesellschaft die Familie als das „ganze Haus“, in der Industriegesellschaft die Familie als die „Kernfamilie“ (Vater/Ernährer, Mutter/Hausfrau, zwei oder mehr Kinder), heute und in Zukunft einerseits eine Pluralisierung der Familien- und der Lebensformen und zum andern innerhalb des Gehäuses *einer* bestimmten Lebensform ganz unterschiedliche Lebensstile. Die von außen betrachtet scheinbar nach wie vor „bürgerliche“ Familie werden beruflich engagierte Mütter und familienengagierte Väter bevölkern, die miteinander und mit ihren Kindern das Familienleben aushandeln, während auf der anderen Seite in gleichgeschlechtlichen Paaren eine höchst traditionelle Rollenverteilung vorherrschen mag, bei der die (der) eine das Geld anschafft und sagt, wo's langgeht, und die (der) andere für die häusliche Geborgenheit sorgt.<sup>2</sup>

*Die Familie als Oase in einer sozialen Wüste*

Es waren nicht nur Zeit und Geld, deren sich die bürgerliche Familie erfreute. Ihren gesellschaftlichen Ort und ihren Stellenwert bekam sie nicht zuletzt als Oase in einer unwirtlichen Welt, als Refugium, in dem eine andere Logik vorherrschte als in Wirtschaft und Gesellschaft: Zuwendung und Fürsorge statt Betrieb, Markt und Ware; Anerkennung jenseits von Leistung und Versagen statt Verwertungslogik und rechenhaftem Austausch; Gemeinschaft statt Gesellschaft; kurzum: Die bürgerliche Familie war in der Realität und mehr noch in den Bildern im Kopfe eine „gute“ Gegenwelt zu und ein Rückzugsort von einer „bösen“ (kapitalistischen, ausbeutenden, entfremdenden, entwurzelten ...) Außenwelt. In der bürgerlichen Familie herrschten, so das Bild, das sie von sich hatte, Eintracht und Harmonie, in der Welt draußen Zwietracht, Kriege, der Kampf aller gegen alle. „Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben“, so brachte der Dichter das Lebensgefühl und die soziale Wirklichkeit in eine griffige Formel, und „drinnen, da waltet die züchtige Hausfrau“. Die bürgerliche Konstruktion der Familie lief und läuft bis heute auf eine staatlich geschützte und finanziell geförderte Innerlichkeit hinaus, während auf der anderen Seite der Binnenraum der Familie gegen schädliche Einflüsse von außen möglichst abgeschottet werden sollte, was bis in die Gegenwart nachwirkt, wenn etwa das „Elternrecht“ gegen die Tagesbetreuung von Kindern ins Feld geführt wird.

In diesen Familienbildern stecken, es duldet keinen Zweifel, archaische Muster, tiefe Sehnsüchte und auch anthropologische Konstanten: Es ist die Sehnsucht nach dem Paradies nach der Vertreibung des Menschen aus dem Paradies, die Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit in einer fremden Welt. Es ist einerseits eine Utopie, und Utopien pflegen stets auf Inseln zu liegen, weitab von den wid-

rigen Wirklichkeiten.<sup>3</sup> Hinter diesen Bildern steckt aber andererseits die empirisch gesättigte Erfahrung: Es geht den Menschen und es geht der Gesellschaft besser, wenn sie nicht total der ökonomischen und der Verwertungslogik unterworfen sind, wenn es soziale Räume und starke „Gewohnheiten des Herzens“ (Bellah) gibt, in denen Menschen Menschen begegnen, die sie so annehmen, wie sie sind, verbunden durch Beziehungen, in denen die Logik der Liebe und nicht die Logik des Geschäfts obwaltet, in denen es starke soziale Beziehungen jenseits von Staat und Markt gibt.<sup>4</sup> Es ist nicht angemessen, die Sehnsucht der Menschen nach einer heilen Welt zu ridiculisieren oder die Versuche zu verspotten, mit Hilfe des Staates und seiner Gerichte alles zu tun, damit die kleine heile Welt noch eine kleine Weile hält. Angemessen und notwendig aber sind Hinweise auf die Vergeblichkeit des Bemühens, rückwärts gewandte Utopien in eine veränderte Welt zu retten, und zu schärfen ist der Blick für die paradoxe Wirkung, dass gerade dadurch ein kulturelles Klima geschaffen wird, in dem Familienwerte sich in einer veränderten Welt *nicht* entfalten können. Konservative Wege führen nicht mehr zu konservativen Zielen. Es sind vielmehr gerade auch konservative Traditionsbestände, die wie kulturelle Blockaden wirken und vielen jungen Menschen den Weg versperren zu Kindern und Familie.

### *Kulturelle Blockaden: Bilder im Kopfe, Muster in der Gesellschaft*

Es sollen drei kulturelle Muster, die sich im Alltag gegen die Familie auswirken, wenigstens angedeutet werden:

*Da ist einmal das Denken in Extremen und in falschen Alternativen.* Kinder und Familie, so lautet hier die zentrale Botschaft, erfordern Opfer und Verzicht. Wer sich auf

sie einlässt, begibt sich auf das normative Feld von Pflicht und von Entsagung. Familienlastenausgleich war denn auch der treffende Begriff für die Familienpolitik über bald fünfzig Jahre. Auf vielen alten Familienbildern nicht nur aus dem 19. Jahrhundert wird die freudlose Atmosphäre der traditionellen Familie überdeutlich. All jene, die das Gute lieber aus Neigung tun und auch Freude daran haben, haben in der Tradition des deutschen Idealismus und Pietismus schlechte Karten. Diese Hintergrundphilosophie, die Verantwortung immer nur im Kontext einer Opferethik denken kann, hat weitreichende Folgen: „Rabenmütter“ gibt es nur in Deutschland. Wo die Vorstellung verbreitet ist, dass nur eine 24-Stunden-Mutter eine gute Mutter ist, werden viele junge Frauen resignieren, gerade weil sie die Norm verinnerlicht haben – oder es einfach nur leid sind, sich immer wieder rechtfertigen zu müssen. Man kann Familienwerte so interpretieren und präsentieren, dass sie nicht einladen, sondern abschrecken.

In neuerer Zeit werden diese kulturellen Muster ergänzt durch gegenläufige Strömungen – mit der nämlichen Wirkung. Zu nennen ist hier das Erbe eines fröhlichen Feminismus nach dem Motto: Wir wollen alles – und das sofort. Er suggeriert die Vorstellung: Es geht alles ganz leicht und ohne Probleme, wenn man nur Beruf und Familie richtig organisiert. Beides sind falsche Alternativen, vor denen junge Menschen sich abwenden. In Wahrheit leben die meisten Menschen Kinder und Familie nicht als Exerzitium in Pflichtethik, sondern weil sie Freude und Sinn stiften. Wahr ist aber auch: Die meisten berufstätigen Mütter (oder Väter) mit zwei Kindern haben Probleme, alles unter einen Hut zu bekommen. Familien- und kinderfreundlich ist nur eine soziale Theorie und Praxis, die um beides weiß und auf beides Rücksicht nimmt. Eine förderliche Familienkultur braucht einen Begriff von Verantwortung, in dem beides seinen Platz hat: Pflicht *und* Neigung. Es ist für das soziale



Leben insgesamt und insbesondere für die Familien wichtig, diesen Dualismus, der nur in Entweder-oder-Kategorien denken kann (Pflicht oder Neigung, Selbstverwirklichung oder Selbstaufopferung, Pflicht- oder Akzeptanzwerte), zu überwinden und stattdessen die komplexen Motivationslagen zu erkennen und anzuerkennen und politisch daran anzuknüpfen. Es gibt (im Ehrenamt, in der Familie) eine Art soziale Transzendenz, bei der Hingabe und Selbstverwirklichung, Engagement für andere und die eigene Erfahrung eines „reicheren“ Lebens nicht voneinander zu trennen sind. Und es gibt eine scheinbare Selbstlosigkeit, die ihren Egoismus nur schlecht verhüllen kann. Dieser Zusammenhang kommt zum Ausdruck in jenem *Ganz-oder-gar-nicht-Radikalismus*, der berufstätigen Müttern oft entgegengeschleudert wird: „Wenn ich schon Kinder habe, dann will ich auch etwas von meinen Kindern haben.“ Diese besitzergreifende Fürsorglichkeit fragt nicht danach, was ein Kind braucht, damit es ihm gut geht, damit es sich gut entwickelt; sie läuft vielmehr Gefahr, Kinder zu instrumentalisieren im Gewande einer scheinbar selbstlosen Hingabe. Dieser fürsorgliche Perfektionismus beginnt schon vor allem Anfang: mit der Suche nach dem „richtigen“ Zeitpunkt für das erste Kind, den es natürlich nie gibt.

Ein zweites weit verbreitetes Muster wird sichtbar, wenn man fragt: *Von welchem Kinderbild leitet sich eine bestimmte Familienpolitik ab?* Dass sich vom Menschenbild eine bestimmte Politik ableiten oder ausschließen lässt, ist im Programmdenken der Parteien eine vertraute Vorstellung. Dass das Kinderbild für die Familienpolitik von ähnlicher Bedeutung ist, ist ein durchweg verdrängter Gedanke. Vereinfacht lässt sich sagen: Kinder werden als Objekte gedacht, denen man sich zuwendet, an denen etwas getan wird. Daran ist nichts Falsches, wenn, ja wenn nur die andere Seite nicht übersehen würde: Kinder sind auch Subjekte, kleine Wesen, die wachsen und sich zu star-

ken Persönlichkeiten entwickeln sollen. Wie konnte es kommen, dass Parteien und Pädagogen hierzulande die Hirnforscher brauchen, um zu erfahren, dass Kinder schon in frühen Jahren neugierige Wesen sind, von Natur aus darauf angelegt, zu lernen und ihre Welt zu erforschen? Wer es gut meint mit Kindern und Familien, der muss ein ausschließlich passives durch ein aktives Kinderbild ersetzen, das schon im kleinen Kind den Gestalter und Mitschöpfer seines Lebens erkennt und es entsprechend fördert. Dem idealisierten Mutterbild entspricht ein romantisches, oft genug auch verkitschtes Kinderbild aus dem 19. Jahrhundert, das im Kind nur ein liebes und süßes und zu schützendes Wesen erkennt. Zu konstatieren sind die negativen Folgen einer oft gut gemeinten Zuwendung, ein kulturell-politischer Wirkungszusammenhang, der auch anderswo durchschlägt („paternalistischer Sozialstaat“).

Schließlich wirkt sich ein kulturelles Muster negativ aus für Familien und Kinder, das letztendlich in den Eigentümlichkeiten der deutschen Philosophie wurzelt und in ihrer Suche nach dem *Wesen* der Dinge: *Über die Familien wird gerne im Abstraktsingular geredet*: „Die Familie ist das Fundament (oder die Keimzelle) der Gesellschaft.“ Oder, eine andere beliebte Wendung: „Kinder brauchen die Familie.“ Das stimmt natürlich, aber gemeint ist: Kinder brauchen die Mutter, und deshalb schadet Berufstätigkeit von Müttern den Kindern.

So werden durch die Rede über *die* Familie im (abstrakten) Singular ständig stillschweigend normative Aussagen und empirische Behauptungen unters Volk gebracht, ohne dass diese expliziert und begründet werden müssten. Dafür werden gleichsam im Gegenzug drei Sachverhalte systematisch ausgeblendet: Familien leben nicht jenseits von Raum und Zeit. Die Formen der Familie waren historisch sehr unterschiedlich und sie sind in der Gegenwart sehr vielfältig. Und Familien werden von konkreten Menschen

(Vater, Mutter, Kinder, Enkel, Großeltern) gelebt, ja sie werden in einem sozialen Prozess gleichsam erschaffen. Das ist für die Zukunft, so oder so, wohl das entscheidende kulturelle Muster: ob man Familie als sozialen Prozess begreift oder als gleichsam fertiges soziales Gehäuse denkt, in das man einzieht, dem man sich unterwirft. Es ist dies die Frage, wie ein Staat, wie eine Partei mit der Vielfalt und mit der Ausdifferenzierung der Familien umgeht. Eine Antwort auf diese Frage bietet das Prinzip der *Subsidiarität* mit dem Gebot, kleine Einheiten stark zu machen und ihnen dabei zu helfen, sich zu entwickeln. Die moderne Entsprechung für das alte Prinzip der Subsidiarität ist das Konzept der *Diversity* (Vielfalt, Verschiedenartigkeit). Es bedeutet nicht, alle und alles gleich zu behandeln – wie die missglückten deutschen Wendungen „Gleichstellung“ oder „Gleichbehandlung“(sgesetz) suggerieren –, sondern den Menschen in ihren Unterschieden und der Familie in der Vielfalt ihrer Formen gerecht zu werden. Niemand soll diskriminiert werden, weil er Kinder hat, sich um die Eltern kümmert, in einem Familienverbund Verantwortung übernimmt.

Wer kulturelle Barrieren für Familien und Kinder aus dem Wege räumen will, der muss deshalb Familien neu denken im Lichte des Prinzips der Subsidiarität und des Diversity-Konzepts. Beides verlangt eine Theorie und Praxis, die gerade nicht erwartet, dass man seine eigene Individualität auf dem Altar der Gemeinschaft oder der Familie opfert. *Eigene Wege gemeinsam gehen*, so könnte man umschreiben, was gemeint ist. Man kann auch etwas akademischer von einem *kooperativen Individualismus* sprechen oder sich an das Gebot erinnern: Du sollst deinen Nächsten lieben *wie dich selbst*. In jedem Falle wirken sich alle Familienkonzepte familienfeindlich aus, die es Mutter, Vater und Kindern nicht erlauben, sie nicht ermuntern, ihr eigenes Gesicht zu zeigen.

*Familienwerte in die Gesellschaft tragen*

Eine Reflexion über kulturelle Blockaden, die Familien das Leben schwer machen oder dafür sorgen, dass viele gar nicht erst entstehen, lenkt die Aufmerksamkeit auf einen wichtigen Zusammenhang: Die Familien der Zukunft werden in ihrem Innenleben massiv mit Folgen und Auswirkungen der Außenwelt konfrontiert werden, und sie müssen diese als Familie kreativ und konstruktiv verarbeiten. Daran führt kein Weg vorbei: *Es wird mehr Gesellschaft in die Familien kommen.* Das ist offensichtlich bei Arbeitslosigkeit und prekärer beruflicher Biografie, aber genauso konkret als Folge des neuen Selbstbewusstseins aller Familienmitglieder, vor allem der Frauen. Demokratie, Gleichheit zwischen den Geschlechtern, Eigensinn und Aushandlungsprozesse zwischen Individuen, also all das, was man bisher mit Aufklärung und Moderne verbunden hat, wird verstärkt Einzug halten in die Familien. Die Frage ist nur, ob dafür im Gegenzug mehr soziale Rücksicht und Zuwendung, Zeit und Zärtlichkeit, also all das, was man bisher der Familie gutgeschrieben hat, in Wirtschaft und Gesellschaft einziehen werden, also *mehr Familie in die Gesellschaft* kommt. Im Rückzugswinkel wird die Familie nicht überleben. Auf einer Oase in einer unwirtlichen Welt, auf einer Insel im stürmischen Meer haben Familienwerte keine Zukunft. Wer über eine gute Gesellschaft<sup>5</sup> nicht reden will, der sollte über die Familie lieber schweigen.

Es sind, alles in allem, tiefe kulturelle und auch biografische Prägungen, welche gerade in Deutschland (West) einen Perspektivenwechsel in der Familienpolitik so lange verhindert haben – und die Leistung der großen Koalition auf diesem Gebiete als umso bemerkenswerter erscheinen lassen. Hier ist nicht der Ort, die Wurzeln in der deutschen Romantik und im deutschen Idealismus freizulegen, aus denen in der Vergangenheit das deutsche Familien- und

das deutsche Mutterbild erblühten.<sup>6</sup> Die Fehlentwicklungen rund um die Familien haben eine ihrer Wurzeln mitten in dem romantischen und idealistischen Ideen Kern der bürgerlichen Familie.<sup>7</sup> Hinzu kommt, dass die heutigen (älteren) Eliten in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft einen Lebensverlauf hinter sich haben und sich, dies vor allem, an eine Kindheit erinnern, die dem traditionellen Familienbild entsprochen hat. Diese Akteure sehen, wie ein großer Teil der älteren Generation, in dem schieren Hinweis, dass die heute Jungen einen anderen Lebensverlauf vor sich haben, dass sie einmal anders (Familie) leben werden, eine Entwertung der eigenen Biografie und vor allem eine Entwertung des „aufopferungsvollen“ Lebens ihrer Eltern, besonders ihrer Mutter. Eine solche Entwertung der eigenen Biografie hat niemand gerne. Es sind gute Gefühle und Erinnerungen, die jedoch, unreflektiert in die Zukunft hinein verlängert, zu schlechten Folgen für Familie und Gesellschaft führen. Und so geschieht es, insbesondere im konservativen Milieu, dass viele der Analyse des gesellschaftlichen Wandels einen normativen Bias unterschieben: Sie bekämpfen die Überbringer der Nachricht und begeben sich so der Chance, Wege zu suchen, wie Werte auch im Wandel eine Zukunft haben könnten. *Weil sie den Wandel der Gesellschaft nicht zur Kenntnis nehmen, begeben sie sich der Möglichkeit, die Zukunft positiv zu gestalten*, so könnte man eine Tradition beschreiben, aus der Regierung und CDU gerade ausbrechen. Auf der anderen Seite glaubte manch hoher Richter und Politiker, die von ihm erlebten, aber notwendig zeitbedingten Familienformen entsprächen der Natur des Menschen und seien deshalb das einzig denkbare Gehäuse, in dem Familien leben und Kinder gedeihen könnten. Und so entstanden Programme in den Parteien und Gesetze in den Parlamenten und Entscheidungen im Bundesverfassungsgericht, die Milliarden umverteilen angeblich um der Familien willen, derweil diese immer weni-

ger und viele von ihnen immer ärmer werden und der leise Exodus der Familien aus unseren Städten weitergeht.

*Familien am Abgrund oder: Der andere Zusammenprall der Kulturen*

Der Paradigmenwechsel in der Familienpolitik hat eine sichtbare Oberfläche, auf der es um Geld und Strukturen geht, und er hat einen kulturellen Kern, der soziale Energien freisetzen könnte. Wenn die politischen Routinen einfach in die Zukunft hinein verlängert würden, dann würden zwei Entwicklungen mit voller Wucht aufeinander rasen: Die mobile und globalisierte Arbeitswelt erfordert den „flexiblen Menschen“ (Richard Sennett)<sup>8</sup>, der alles soziale Gepäck abschüttelt oder gar nicht erst auf den Buckel geladen hat. Soziale Rücksichten machen nur unbeweglich bei der Wanderung durch unsicheres, abenteuerliches Gelände. Kinder und Familie, jedes Sich-Kümmern um und jede Sorge für andere Menschen (Kinder, Eltern, Freunde, Partner) erfordern Zeit, Geduld und Mühe und sind deshalb eher hinderlich für den allzeit bereiten Arbeitsmenschen. Die soziale Logik der Liebe und der Sorge und die ökonomische Logik der Arbeitswelt treiben unbarmherzig auseinander. Eine solche Gesellschaft kann durchaus eine gewisse Zeit lang wirtschaftlich erfolgreich sein, aber sie wird, wenn die Vorräte erst einmal aufgebraucht sind, auf Dauer sozial verelenden. Man wird Wege finden, Kinder und Alte am Rande der Gesellschaft zu ver- oder zu entsorgen, gemeinsam mit all jenen, die man in den produktiven Kernen der Gesellschaft nicht mehr oder noch nicht so recht gebrauchen kann. Eine gespaltene Gesellschaft als schwarze Utopie und als deutsche Möglichkeit: Bei diesem etwas anderen „Clash of Civilizations“ kann man dann nicht einmal mehr sagen, dass zwei Welten, die Familien- und die

Arbeitswelt, aufeinander prallen. Die eine weicht einfach aus und macht Platz, und die andere rast über alles hinweg ... Dann freilich geht es nicht mehr nur um das Schicksal und die Zukunft der Familien. Es geht ganz allgemein um den normativen Anspruch einer Gesellschaft an sich selbst: ob auch angesichts der neuen Realitäten eine Gesellschaft möglich ist und wie sie aussehen müsste, die in wirtschaftlicher *und* in sozialer, in produktiver *und* in reproduktiver Hinsicht erfolgreich ist, und dies in einer Zeit, in der nicht mehr arbeitsteilig die Fürsorge dem einen und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit dem anderen Geschlecht zugeschrieben werden wird.<sup>9</sup>

*Warum die ökonomische Eigenständigkeit der Frauen gut ist für die Familien*

Die Familie als Ort des Rückzugs und der emotionalen Erholung, als Gegenwelt zur Arbeitswelt: Das war lange Zeit das beherrschende Bild, das beide Welten kontrastiert und auf diese Weise auch miteinander verbunden hat. In diesem Modell der bürgerlichen Familie konnte auch die Abhängigkeit der Familienfrauen einen positiven Sinn erfahren. Beides aber, das Leitbild und der nur abgeleitete Status der Frau, wirken sich freilich schon seit längerer Zeit eher kontraproduktiv für die Familien aus. Die ökonomische Eigenständigkeit der Frau wird zu einer individuellen und gesellschaftlichen Voraussetzung, zu einer Bedingung der Wahrscheinlichkeit von Kindern und Familien.

In Zeiten ökonomischer Unsicherheit werden es sich junge Männer zweimal überlegen, ob sie die alleinige finanzielle Verantwortung für Kinder und Familie übernehmen wollen und können. Zwei Verdienere in der Familie minimieren das Risiko der Unsicherheit des Lebensverlaufes und erhöhen so die Wahrscheinlichkeit, dass es zu Kin-

dern kommt. Das Einernährermodell dagegen ist ein prekärer Lebensentwurf für beide, schon im normalen Falle, wenn alles gut geht, erst recht in dem möglichen Falle einer Trennung oder Scheidung. In unsicheren Zeiten wirkt sich das Ernährermodell wie eine Familienblockade aus. Wenn ökonomisch alles auf den Vater ausgerichtet ist, ist der Weg in die Armut vorgezeichnet, wenn der Ernährervater arbeitslos wird, nur wenig oder ein prekäres Einkommen hat oder sonst wie abhanden kommt. Dann tritt an die Stelle des Ernährervaters der Vater Staat, der seine Fürsorgeleistungen zu minimieren weiß und sich so weit wie möglich über Unterhaltsregelungen entlastet mit der Folge, dass die Belastungen für die eine Seite wachsen, ohne doch alle Seiten (Eltern und Kinder) vor der Armut retten zu können. Das hat sich herumgesprochen. *Der (alte) Status quo macht die Gründung von Familien eher unwahrscheinlich, und er produziert systematisch Familien- und Kinderarmut.* Warum sollten junge Menschen unter diesen Umständen heiraten und Kinder bekommen? Ganz anders in jenen Ländern, in denen die ökonomische Unabhängigkeit der Frauen kulturell normal und politisch gewollt ist. Dort tauchen Kinder und Familien nicht nur erheblich seltener in den Armutsstatistiken auf, es gibt auch mehr davon. Nicht nur das Beispiel Finnland zeigt: Je leichter es für Frauen ist, *nach* der Geburt eines Kindes bald wieder in den Beruf zurückzukehren, desto wahrscheinlicher ist es auch, dass sie sich *vorher* für ein Kind entscheiden, und das nicht nur ein-, sondern zweimal oder mehrmals. *Der (alte) Status quo in Deutschland verhindert Kinder.*<sup>10</sup> Solange die Familienpolitik als Unterabteilung der Sozialpolitik betrieben wurde, konnte sie weder ihre sozial- noch ihre familienpolitischen Ziele erreichen. Kein Staat der Welt kann, auf ein ganzes Leben hin betrachtet, durch Familientransfers kompensieren, was eine Familie durch eine Abkoppelung eines der beiden Elternteile vom Er-



werbsleben verliert oder was sie durch eine ökonomische Eigenständigkeit der Frau gewinnt. Und gesamtgesellschaftlich betrachtet sind Bilanz und Prognose ebenso eindeutig: Kein Land der Welt kann Wohlstand und Wohlfahrt auf Dauer bewahren, wenn jede folgende Generation (wie in Deutschland, wenn sich nichts ändert) um ein Drittel kleiner ist als die vorhergehende. Der Perspektivenwechsel in der Familienpolitik besteht nicht zuletzt darin, sie aus der sozialpolitischen Ecke herausgeholt zu haben, gerade um soziale Entwicklungen nachhaltig zu befördern. Neben Geld, Strukturen und Zeit brauchen Familien ein anderes soziales und kulturelles Klima in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft.

### *Die Wiedereinbettung der Familien in die Gesellschaft*

Von Michael Walzer stammt die Wendung: *Socialize the Welfare State!* Der amerikanische Sozialphilosoph meint damit, im ursprünglichen Sinne, eine Politik, die der Gesellschaft wieder zurückgibt, was sich Staat und Private angeeignet haben. Walzer argumentiert gegen die Spaltung der Gesellschaft in zwei Gruppen: in jene, die soziale Güter und Dienste „produzieren“, und in jene, die soziale Güter und Dienste „konsumieren“. Es gehe den Menschen und der Gesellschaft besser, wenn alle oder doch möglichst viele entweder gleichzeitig oder doch im Laufe des Lebens in *beiden sozialen Rollen* sich betätigen: als solche, die anderer bedürfen und erfahren, dass sie nicht alleine ihr Glück machen können, und als solche, die sich anderen zuwenden, Zeit und Geduld für sie haben. Es ist das Prinzip der Gegenseitigkeit, das Menschen verbindet und sozialen Zusammenhalt stiftet. So betrachtet liest sich seine Rede wie ein Appell zur Erneuerung der Demokratie und der Solidarität an den Wurzeln der Gesellschaft. Demokratie

heißt nicht nur, eine Regierung wählen, die dann über Land und Leute herrscht. Demokratie heißt auch Einmischung der Bürger in die eigenen und in die gemeinsamen Angelegenheiten. Und Solidarität ist mehr als ein Produkt, das arbeitsteilig hergestellt wird nach der Devise: Die einen machen Autos, die anderen bewegen Akten, wieder andere produzieren Solidarität. Eine sozial angenehme Gesellschaft ist ein gemeinsames Gut, von dem alle etwas haben, und es ist deshalb sinnvoll, mit den sozialen Ressourcen sorgfältig umzugehen und nach Möglichkeiten zu suchen, sie immer wieder zu erneuern.

Die Wiedereinbettung der Familien in die Gesellschaft hilft deshalb nicht nur den Familien, sie ist auch notwendig, um die sozialen Quellen der Solidarität zu erneuern. Wie selbstverständlich hat sich die sozialpolitische Debatte in der Vergangenheit auf die Frage konzentriert, auf welche Gruppen sich denn die Solidarität erstrecken solle. Und so sind im Laufe der Zeit immer mehr Gruppen und Lebenslagen in die Reichweite des Sozialstaates einbezogen worden, eine Entwicklung, die man durchaus auch als sozialen Fortschritt begreifen kann. Michael Walzer hat mit seinem Ruf *Vergesellschaftet den Wohlfahrtsstaat* auf die andere Seite der Solidarität hingewiesen, auf die Frage nämlich, woher die Solidarität denn kommen, aus welchen Quellen sie sich immer wieder erneuern solle. Es gibt nicht nur jene, die den Sozialstaat brauchen, es gibt auch jene, die ihn möglich machen. Die Frage nach den Quellen der Solidarität und nach den Grundlagen des Sozialstaates musste nicht gestellt werden, weil die Antwort sich lange von selbst verstand: Die finanziellen Quellen sprudelten aus einer starken, wachsenden Wirtschaft, und die sozialmoralischen Quellen sprudelten aus den drei großen sozialmoralischen Milieus: der sozialistischen Arbeiterbewegung, dem katholisch-sozialen Milieu und dem protestantischen Bürgertum. Die Soziallehren formulierten die soziale Theorie, die sozialmora-

lischen Milieus übten die soziale Praxis ein und forderten eine soziale Politik ein. Zusammen machten sie die geistigen Grundlagen des modernen Sozialstaates aus.

Diese sozialmoralischen Milieus werden künftig nicht stärker, sondern eher schwächer werden. Zugleich wachsen neue soziale Gefahren der Exklusion (Unterschichten, Arbeitslose, Alte, Migranten). Die Gesellschaft der Zukunft wird möglicherweise mehr Solidarität brauchen – und weniger davon haben, wenn es nicht gelingt, an den Wurzeln der Gesellschaft neue Quellen der Solidarität zu erschließen und soziales Verhalten im Alltag einzuüben. Der Mehrwert der lokalen Bündnisse für die Familie, welche die frühere Familienministerin Renate Schmidt auf den Weg gebracht hat, und das Projekt der Mehrgenerationenhäuser, welches die jetzige Ministerin Ursula von der Leyen verwirklicht, besteht nicht zuletzt darin, dass sie im alltäglichen Handeln die konkrete Erfahrung möglich machen, soziale Rücksicht zu geben und zu nehmen, und so soziale Praxis im Alltag erfahrbar machen. Es sind dies Erfahrungen, die an starken Motivationen ansetzen (Kinder), später aber auch in anderen Lebenszusammenhängen (Selbstorganisation im Alter) fruchtbar gemacht werden können. So betrachtet können die lokalen Bündnisse und die Mehrgenerationenhäuser eine die Gesellschaft verändernde Kraft entfalten: Sie lassen sich als Ausdruck und als Nährboden einer zweiten, diesmal sozialen Umweltbewegung verstehen.

### *Wertefragen und kulturelle Blockaden*

Wo aber bleiben die Werte: die Familienwerte? Man kann die so genannte Wertedebatte auf ganz unterschiedliche Weise führen: abstrakt, aber folgenlos oder konkret, aber unbequem. Einen guten Zugang zu diesem sensiblen und hei-

ßen Thema bietet das Nachdenken über zwei eigentümliche Sachverhalte, der Versuch einer Antwort auf zwei einfache Fragen: Was haben so verschiedene Länder wie Deutschland und Japan, Spanien und Österreich, Italien und Luxemburg gemeinsam? Es sind dies jene Länder, die ganz hinten stehen auf jeder Skala der Geburtenentwicklung, die im internationalen Vergleich mit am wenigsten Kinder bekommen. Was haben sie gemeinsam? Es sind dies durchweg Länder, in denen die religiösen Traditionen sehr stark sind. Oft sind es auch katholische Länder oder solche, in denen die Kirchen einen starken Einfluss ausüben. In jedem Falle werden die Fahnen der Familienwerte hochgehalten und sichtbar geschwungen. Meine Frage: Könnte es sein, dass genau dies ein Grund ist für die Kinderarmut in diesen Ländern? Könnte es sein, dass es einen Zusammenhang gibt: Je höher die Familienwerte im Himmel hängen, desto weniger Kinder und Familien gibt es hienieden auf Erden? Über die tieferen Ursachen müsste man nicht lange spekulieren: Je überzeugender die Reden von den Familienwerten, je mehr auch junge Frauen sie verinnerlicht haben, umso eher werden sie sich fragen, ob sie diesen Familienwerten gerecht werden können, vor allem dann, wenn sie, gut ausgebildet, wie sie sind, auch noch etwas anderes vom Leben erwarten. Und so lassen sie denn einfach alles beim Alten: keine Kinder und keine Familie. So sind es denn gerade die Familienwerte und die Hintergrundbotschaften, was eine gute Mutter und eine gute Familie zu sein habe, die zuverlässig als kulturelle Blockaden für mehr Kinder und Familien wirken. Eine Politik, die junge Frauen in eine No-Win-Situation treibt, legt Hand an die Wurzeln, aus denen Familien und Kinder wachsen könnten.

Die zweite Frage, welche die Augen öffnen und Zusammenhänge beleuchten könnte: Was haben Länder wie die Vereinigten Staaten von Amerika und Finnland, Frankreich und Schweden und überhaupt die nordischen Länder mit-

einander gemeinsam? Diese Länder sind ja sehr verschieden, gerade auch was ihre „Familienpolitik“ betrifft, haben entweder gar keine oder eine ausgebauten öffentliche Betreuung, kennen weitreichende oder nur sehr beschränkte steuerliche Entlastungen. Was haben sie gemeinsam? Man kann es in zwei Sätzen zusammenfassen: In allen diesen Ländern gibt es relativ viele Kinder (USA: 2,1; Frankreich: 1,9; Skandinavien: um 1,7). Und in allen diesen Ländern wird die Berufstätigkeit von Müttern als kulturell selbstverständlich und ökonomisch notwendig akzeptiert. In keinem dieser Länder steht eine berufstätige Mutter unter Rechtfertigungszwang. „Rabenmutter“ ist ein deutsches und nur ein deutsches Wort. Die abstrakte Wertedebatte über „Familienwerte“ ist eher unterentwickelt oder so wenig existent wie der Begriff der „Familienpolitik“. Dafür werden die „Hürden“ für Kinder und Familien kulturell und politisch niedrig gehängt, es ist deshalb leichter, sie zu überspringen, und entsprechend mehr junge Frauen und Männer tun es denn auch.

### *Neue Balance von Freiheit und Verantwortung*

Eine Wertedebatte zu kritisieren, wie sie des Landes so Brauch ist, bedeutet nicht, auf Wertorientierungen verzichten zu wollen oder zu können, ganz im Gegenteil. Wie wertvoll sind Werte eigentlich, so könnte man fragen, die wie ein Luftkissen über die Realitäten hinweggleiten? Erweist sich die Tauglichkeit von Werten nicht gerade auch darin, dass sie die Kraft haben, die Wirklichkeit zu verändern? Wer eine untaugliche Wertedebatte verabschiedet, stellt damit nur umso konkreter die Frage nach Werten, an denen sich die Politik orientieren, auf die sich eine Gesellschaft vielleicht sogar verständigen kann. So, wie die Dinge heute liegen, muss ein solches Leitbild komplexer Natur

sein, also unterschiedliche und auch scheinbar widersprüchliche Werte in sich umfassen.

Dazu gehören sicherlich „*konservative*“ Werte, also der Wunsch nach Familie und nach Kindern als konstitutiver Bestandteil eines erfüllten und gelingenden Lebens oder, allgemeiner gesagt, die Überzeugung, dass eine gute Gesellschaft soziale Beziehungen und Gemeinschaften braucht, in denen die Menschen Verantwortung füreinander übernehmen und sich wechselseitig annehmen unabhängig von Leistung und Versagen, Angebot oder Nachfrage, Nutzen auf dem Markt oder Verpflichtung durch den Staat. Insofern lässt sich eine gute, auch in menschlicher und sozialer Hinsicht erfolgreiche Gesellschaft nicht ohne Familien denken.

Es gehören dazu „*moderne*“ Werte wie die Gleichheit der Geschlechter und dabei insbesondere der gleiche Zugang von Männern und Frauen, Müttern und Vätern zu Familie und Beruf, und das bedeutet, rebus sic stantibus, offenere Zugänge für Frauen und Mütter in die Arbeitswelt und mehr Zeit und Engagement von Vätern in der Familienwelt. Eine Familienpolitik, die diesen Wert der Gleichheit der Geschlechter nicht berücksichtigt und daraus entsprechende politische Folgen ableitet (oder gar diesen Wert der Gleichheit unterläuft), dürfte scheitern und wird den Zustand nur verschlimmern, den viele (konservative) Denker, Moralisten und Politiker beklagen.

Zu dieser komplexen Architektur der Werte gehört drittens alles, was sich aus einem *positiven Menschenbild* ableiten lässt, so vor allem die Maxime, dass alle Menschen ihre schöpferischen Fähigkeiten in ihrem Leben möglichst optimal entfalten können sollen. Man kann dies christlich begründen (der Mensch als Mitschöpfer der Welt). Man kann es sozial begründen durch den Gedanken der sozialen Gerechtigkeit. Und man kann es ganz lebenspraktisch oder auch ökonomisch begründen: Jeder Einzelne für sich wie

auch die Gesellschaft insgesamt ist um einer guten Zukunft willen darauf angewiesen, dass Talente und Kompetenzen, Neugier und Kreativität möglichst früh und möglichst optimal entwickelt werden.

Und schließlich gehört zu diesem Leitbild eine neue Balance von Freiheit und Verantwortung, dem Recht auf ein eigenes Leben und der Verpflichtung für andere, der Emanzipation und der Hingabe an andere. Die Schlüsselfrage einer modernen Gesellschaft (Wie können freie und „autonome“ Menschen zusammenleben und gemeinsame Werte und Verantwortung haben?) wird nicht nur, aber vor allem in der Arena rund um die Familien ihre Antwort finden – oder auch nicht. Der kulturelle Wandel als Ursache und Folge des Paradigmenwechsels in der Familienpolitik wird die Gesellschaft verändern.

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Einen guten Überblick über die Entwicklung der Familienpolitik in Deutschland und über die gegenwärtigen Positionen geben *Nora Damme*: Bundestagswahl 2000. Das Verhältnis von Medien und Politik am Beispiel des Themas Familienpolitik, Diplomarbeit Universität Leipzig 2003, sowie *Daniel Erler*: Work-Life Balance in Germany and Italy. A Comparative Study, Dissertation Siena 2006.

<sup>2</sup> *Stefan Hradil*: Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich, Wiesbaden 2004, 87–128.

<sup>3</sup> *The Faber Book of Utopias*, edited by John Carey, London 1999.

<sup>4</sup> *Warnfried Dettling, Philipp Herder-Dorneich, Guy Kirsch, Klaus Mackscheidt*: Jenseits von Markt und Macht. Eine Ordnung für den Menschen, Baden-Baden 1982.

<sup>5</sup> *Roland Schaer et alii*: Utopia. The Search for the Ideal Society in the Western World, The New York Public Library, New York – Oxford 2000.

<sup>6</sup> Das vorzügliche Buch von *Ian Buruma und Avishai Margalit*: Okzidentalismus. Der Westen in den Augen seiner Feinde (München 2005) handelt davon, wie antimoderne Ideen, die jetzt islamische Fundamentalisten im Kampf gegen den Westen beflügeln, dereinst

mitten im Westen, insbesondere in der deutschen Philosophie, Romantik und Gegenaufklärung, entstanden sind. Auf diese Weise vermögen die Autoren nebenbei auch zu erklären, warum manche „romantischen“ Ideen, die damals gegen Aufklärung und Moderne ins Feld geführt worden sind, die Evolution neuer Familienbilder massiv behindern.

<sup>7</sup> Dafür finden sich viele Hinweise in dem anregenden Buch von *Hans-Dieter Gelfert: Was ist deutsch? Wie wir wurden, was wir sind*, Verlag C.H. Beck, München 2005.

<sup>8</sup> *Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 2000.

<sup>9</sup> Siehe dazu den Beitrag von Hans Bertram in diesem Band.

<sup>10</sup> *Steffen Kröhnert, Nienke van Olst, Reiner Klingholz: Emanzipation oder Kindergeld? Wie sich die unterschiedlichen Kinderzahlen in den Ländern Europas erklären*, Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, Berlin 2005.